

Matthias Wermke

Alt-Heidelberger Originale

Gelebt, geschmäht, vergessen

Wer sich in der Erinnerungsliteratur auf die Suche nach Alt-Heidelberger Originalen macht, wird schnell fündig. Die Zeit ist längst über sie hinweggegangen, und diese ehemaligen Alt-Heidelberger haben nur noch vage Spuren in der Stadt und in der Erinnerung ihrer heutigen Bewohner hinterlassen. Das mag auch daran liegen, dass Heidelberg eine Stadt der Zugereisten – in manchen Fällen: Hängengebliebenen – ist. Deshalb sind die Originale, um die es im Folgenden exemplarisch gehen soll, im allgemeinen Bewusstsein der Neu-Heidelberger nicht existent, obwohl sie doch in ihren Tagen das Stadtbild selbst wie das öffentliche Leben mitgeprägt haben. Sie waren – und sind – Teil der Heidelberger Kultur- und Sozialgeschichte, allerdings einer, der auf Nimmerwiedersehen verloren zu gehen droht.

Jede Stadt hat ihre sogenannten Originale. Einige von ihnen haben es über die jeweiligen Ortsgrenzen hinaus zu literarischer oder gar cineastischer Berühmtheit gebracht. Zu ihnen zählen der aus Ostpreußen stammende Schuhmacher und Zuchthäusler Wilhelm Voigt (besser bekannt als der „Hauptmann von Köpenick“, gest. 1922) und der Berliner Droschkenkutscher Gustav Hartmann („Der eiserne Gustav“, gest. 1938). Über den einen verfasste Carl Zuckmayer eine Tragikomödie, dem anderen widmete Hans Fallada einen Roman. Beide wurden von Heinz Rühmann – „der eiserne Gustav“ auch von Gustav Knuth – im Film verewigt.

Was den Berlinern die Genannten sind, sind den Münchnern der Komiker Karl Valentin (gest. 1948) oder der selbsternannte „staatlich anerkannte Bier- und Literaturrat“ Niki Gerstmeier, der in den Siebzigerjahren des 19. Jahrhunderts alltäglich im Hofbräuhaus Sprechstunde zu allen Lebensfragen hielt. Nicht zu vergessen der Dienstmann Nr. 172, Alois Hingerl. Dieser ist zwar der Phantasie des Schriftstellers Ludwig Thoma entsprungen, als „Münchner im Himmel“ aber längst mehr als eine fiktive literarische Gestalt geworden, verkörpert er doch jene eigensinnig-dickköpfige Art, die noch nicht einmal vor dem heiligen Petrus Halt macht und auf die sich mancher Altbayer bis heute etwas einbildet. Die Lokalgeschichte Mannheims wäre ohne den Blumenpeter (eigentlich Peter Berlinghof bzw. Schäfer, gest. 1940) und seine legendäre Aufforderung „Kaaf ma ebbes ab“ um eine Legende ärmer.

Heidelberg steht den genannten Städten in Sachen Originale nicht nach. Der Dienstmann Muck (eigentlich Johann Fries, gest. 1905) dürfte sich unter den Alteingesessenen noch einer gewissen Bekanntheit erfreuen. Das „Blumen-Mariechen“ (hiervon gab es gleich mehrere, gemeint ist an dieser Stelle Marie Schüssler, die vormals im Haus Hirschstraße [heute Heiliggeiststraße] 3 wohnte) versorgte noch das Café Loos, dessen letzter Inhaber und Konditor Rudolf Loos war, der Großvater des Verfassers dieses Beitrags, mit Blumen. Aus seiner Jugend ist dem Verfasser außerdem ein kleinwüchsiger alter Mann aus der Altstadt in Erinnerung, der allseits nur als „der Eugen“ bekannt war und der sich dadurch auszeichnete, dass er freundlich vor sich hin brabbelnd die Hauptstraße zwischen Schiffsgasse und Bis-



Visitenkarte des Blumen-Mariechens Marie Schüssler aus der Hirschstraße 3 (Quelle: Archiv Wermke)

stand, Bierkutscher bei der ehemaligen Engelbrauerei. Auf einem Foto in dem beim Kurpfälzischen Verlag veröffentlichten Fotoband „Hauptstraße im Wandel“ ist er jedenfalls an besagtem Ort zu sehen.¹

Diejenigen, welche als stadt- oder sogar über die Stadt hinaus bekannte Originale eine gewisse Berühmtheit erlangten, gehörten keineswegs immer zu den vom Schicksal Gesegneten. Zwar definiert das Online-Wörterbuch von Duden² die in der Umgangssprache geläufige Bezeichnung ‚Original‘ mit „jemand, der unabhängig von der Meinung anderer in liebenswerter Weise durch bestimmte Besonderheiten auffällt.“ Bei Lichte betrachtet sind aber viele der sogenannten Originale mehr oder weniger tragische Gestalten. Das gilt für Wilhelm Voigt und Gustav Hartmann ebenso wie für Karl Valentin, der 1948 praktisch verhungerte, oder den Blumenpeter, der 1940 im Irrenhaus in Wiesloch an Altersschwäche verstarb, noch bevor er dem Euthanasieprogramm der Nationalsozialisten zum Opfer fallen konnte. Es scheint fast so, als würden die im Duden angesprochenen „liebenswerten Besonderheiten“ erst in der Retrospektive gesehen, während die Betroffenen zu Lebzeiten nicht unbedingt auf Rosen gebettet waren. Entsprechend schreibt Michael Buselmeier, ‚Original‘ sei nicht viel mehr als eine euphemistische Bezeichnung für eine Person, welche körperlich oder geistig zurückgeblieben ist.³

Im Heidelberg des 19. und frühen 20. Jahrhunderts entwickelten sich die stadt-bekanntesten Originale in der sozialen Grauzone zwischen der Bürgerschaft – in der Sprache der Studenten: den Philistern – mit ihren Handwerkern, Kaufleuten, Militärs und Beamten auf der einen Seite und der Universität mit ihren Professoren und natürlich den Studenten, welche seinerzeit in den Worten von Adolf Gängel die „Beherrscher der Straße“⁴ waren, auf der anderen Seite. Die Originale „gediehen“ – so Gängel im „Heidelberger Fremdenblatt“ – „... um die Studenten, im Umkreis des Fremden-gewerbes. Da waren sie ... die Studentenwirte, die Dienstmänner, Droschenkutscher, Eseltreiber, die Fremden- und Schlossführer, Hausdiener und Hotelportiers, Fahrleute, Schiffer und Flößer, Stiefelwichser und Blumenverkäufer“⁵. Diese Aufzählung ließe sich um die Zeitungsverkäufer und die Raritäten- und Antiquitätenhändler erweitern, denn auch aus deren Umfeld ist das eine oder andere stadt-bekannteste Original überliefert.

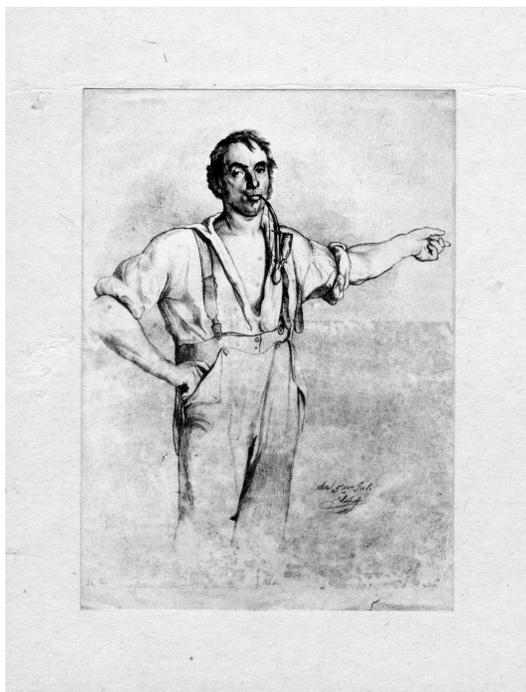
Bei genauerer Betrachtung lassen sich diese „echten“ Originale nicht von einigen „unechten“ trennen, welche eigentlich einer anderen sozialen Schicht angehör-

marckplatz entlang-eilte, bekleidet mit einer zwei Nummern zu großen grünen Polizeuniform und mit einer ebenfalls überdimensionierten weißen Dienstmütze auf dem Kopf. Wenn nicht alles täuscht, war „der Eugen“, als er noch im Beruf

ten, denn nicht nur die „kleinen Leute“ brachten in den Gassen der Altstadt und links und rechts des Neckars ihre besonderen Käuze hervor. Auch mancher bekannte Hochschullehrer entwickelte im Laufe seines Lebens Wesenszüge, die ihn bei aller Gelehrsamkeit und bei allem gebührend gezollten Respekt doch auch dem Spott der Zeitgenossen aussetzten. Deshalb wird im Folgenden auch von solchen „gelehrten“ Originalen wenigstens beispielhaft die Rede sein.

Der rote Schiffer

Über ihn erzählt Wolfgang Haag mit Bezug auf W. Hoenninger⁶ in seinem Beitrag „Der Rote Fischer“ im Heidelberger Fremdenblatt. Ausgabe 1, 1968, folgende, hier frei wiedergegebene Geschichte: Neujahrsnacht 1848. Die Heidelberger – Alt und Jung – tummeln sich auf dem gefrorenen Neckar, als von Neckargemünd her ein Reiter heranprescht mit dem Schreckensruf „Das Eis bricht! Rettet euch!“ Allein: Ohne Frühwarnsystem und Telefon ist es bereits zu spät. Nur wenige Momente, nachdem die Warnung herausgeschrien ist, schieben sich mächtige Eiswände über den Fluss, und gewaltige Eisschollen strömen, durch keine Wehre und keine Schleusen gehemmt, in Richtung Alte Brücke, wo sie knallend zerbersten. Ein kleiner Junge, der auf der Höhe des Hackteufels, eines beim Schleusenbau weggesprengten Riffs unterhalb des heutigen Stauwehres, auf einem Holzstapel saß, kann sich nicht mehr rechtzeitig in Sicherheit bringen und wird zum Entsetzen der hilflos dreinschauenden Bürger vom eisig-grauen Wasser fortgerissen.



Georg Ackermann, der „Rote Fischer“. Heidelberger Fischer und seit 1830 Diener des Heidelberger SC-Corps. Lithographie 1844, verlegt bei L. Meder (Quelle: Stadtarchiv Heidelberg, BILDA 1002)

Zur gleichen Zeit kehren Studenten, welche den Professoren zu Sylvester ein „Vivat“ gebracht haben, mit klingender Musik über die Brücke in die Stadt zurück, unter ihnen als Fackelträger der „rote Schiffer“ Georg Ackermann. Ackermann war eigentlich Neckarschiffer, und von ihm erwarteten die Heidelberger Hilfe in der Not. Kurz und knapp: Ackermann wirft seine Fackel hinunter aufs Eis, springt hinterher und kann den schon unter die Wasseroberfläche gedrückten Jungen tatsächlich

noch aus den Fluten retten, bevor sie beide an einem Brückenpfeiler zerschellen. „Kein Trompetensignal, das je auf der Alten Brücke ertönte“, erzählt Wolfgang Haag, „war schöner als jenes spontan ausgestoßene in der Neujahrsnacht ..., das einer der Musiker aus Dankbarkeit und zu Ehren des ‚roten Fischers‘ (sic!) blies“.⁷

Im Allgemeinen wird Georg Ackermann der „rote Schiffer“ oder einfach nur „der Rote“ genannt – ‚rot‘ wegen seiner roten Haare und ‚Schiffer‘ wegen seines Berufes. Wolfgang Haag macht hier eine Ausnahme.

Georg Ackermann wurde am 22. Mai 1800 als Spross einer Fischerfamilie in der heutigen Dreikönigstraße geboren. Seinen Beruf als Schiffer und Fischer gab er laut Hoenninger um 1830 auf und avancierte danach zum „berühmtesten S.C.-Diener der damaligen Zeit“ und zu einem „Wahrzeichen des studentischen Lebens der Ruperto Carola“⁸.

Was man sich darunter vorzustellen hat, stellt der 1885 erstmals erschienene Roman „Die Saxoborussen“ von Gregor Samarow⁹ dar. Dieses Werk ist eine einzige erzroyalistisch-wilhelminische Lobhudelei auf das Corps Saxoborussia. Im Hinblick auf den „roten Schiffer“ Georg Ackermann ist der Roman aber eine wahre Fundgrube. Bei Samarow, dessen Roman – zeitlich passend – 1848/49 in Heidelberg spielt, erfährt der Held aus der Silvesternacht 1848, der während seiner Zeit als Neckarschiffer „mindestens ein halbes Dutzend Menschenkinder ... vom Tod des Ertrinkens gerettet“¹⁰ haben soll, eine eigenartige Metamorphose. In seinem ersten Auftritt platzt er in eine muntere Saxoborussenkneipe auf dem „Haus zum Riesenstein“ hinein, „eine eigentümlich absonderliche Erscheinung. Er war ein großer athletischer Mann von etwa fünfzig Jahren, sein volles, grobes Gesicht mit kleinen, listig und verschmitzt blickenden Augen war aufgeschwemmt und zeigte in seiner dunkelroten Farbe die Spuren des reichlichen Genusses herzstärkender Getränke; sein Oberkörper war nur mit einem groben, aber äußerst sauberen Hemde bekleidet, das weit offen stand und den starken braunen Nacken und die behaarte Brust sehen ließ; die Ärmel waren bis zum Ellbogen der mächtigen muskulösen Arme aufgeschlagen, auf dem Kopf mit dünnen rötlichen Haaren trug er eine österreichische Mütze von außerordentlicher Höhe, auf der die Farben sämtlicher Heidelberger Corps angebracht waren.“¹¹ So grobschlüchtig Samarows Beschreibung des „roten Schiffers“ auch ausfällt – ein Ferkel darf er, der Zugang zu den hochadeligen Herren des Corps hat, natürlich nicht sein. Man weiß schließlich, was sich gehört, und von daher wohl der ansonsten eher überflüssige Hinweis auf die Reinlichkeit seines Hemdes. Alle sonstigen Charakteristika finden sich ganz oder teilweise auch bei anderen Originalen wieder: Sie alle sind von auffälliger körperlicher Statur, irgendwie grob, aber auch listig. Sie tragen eigentümliche Kleidungsstücke und sind dem Alkohol zugeneigt. Und schließlich sie sind immer in irgendeiner Form – nützlich.

Letzteres gilt bei Samarow auch für den „roten Schiffer“. Im Roman ist er den Saxoborussen so etwas wie ein Corpsfaktotum. Er fungiert ihnen als Kutscher und Eseltreiber, assistiert den Faxen beim Kommers, schleppt als „Paukaffe“ das Paukzeug zum Pauktag auf die „Hirschgasse“ und steht Schmiere, damit die Mensuren, welche damals verboten sind, nicht von den Pedellen, den Ordnungsbeamten der Universitätsgerichtsbarkeit, gestört werden können. Der „rote Schiffer“ wird dargestellt als ein Schnorrer und ein Fresser, der sich selbst dafür nicht zu schade ist,

wegzufressen, was die Herren Studenten vom Souper übrig gelassen haben. Und natürlich ist er ein großer Säufer vor dem Herrn, einer, der zum Gaudium der Anwesenden auf den Corpskneipen spielend viele Ganze auf jedweden jungen und Alten Herren, auf die Universität, den Großherzog und andere in einem gewaltigen Schluck hinunterspült und der, wenn er nicht gerade Bier in sich hineinschüttet, schoppenweise dem Affenthaler, einem Rotwein aus dem Bühler Tal, Genüge tut. Letzteres zu jedweder Tages- und Nachtzeit. Für den Lebensretter Ackermann gibt es bei Samarow schon keinen Platz mehr.

Georg Ackermann ist am 20. November 1856 gestorben.

Der Binseub

Ein Zeitgenosse des „roten Schiffers“ war der Binseub. Er stammte vom Schlossberg, hieß eigentlich Christoph Bender und lebte von 1831 bis 1868. Er wurde also gerade einmal 37 Jahre alt. Michael Buselmeier nimmt an, dass er das oben beschriebene Schicksal des Mannheimer Blumenpeters teilte.¹² Hoeningner behauptet dagegen, er sei als „wohlhabender Mann“ gestorben.¹³ Viel weiß man nicht mehr über den Heidelberger Binseub. Eine überlieferte Bleistiftzeichnung zeigt ihn als einen Knirps mit unproportioniert großem Kopf, der den Betrachter jedoch nicht unfreundlich anlächelt.

Wie er seinen Zeitgenossen erschien, belegen die Spottverse aus „Die Merkwürdigkeiten Heidelbergs“, die Hoeningner zitiert:

„Zog er sein Gesicht in Falten, konnt' man ihn für'n Affen halten.
Wenn er gar den Mund verzog – Sicher ist es nicht gelogen –
glichen seine großen Zähne wahrlich denen der Hyäne.
Ein abnormes Exemplar unser Binseub drum war.“¹⁴

In diesen Versen wird Christoph Bender zum begafften und verhöhnten Objekt, wie man sie in einem Panoptikum ausstellte, dem sich das Publikum mit Neugier und Schauer zugleich näherte.

Wie manch anderer hat der Binseub, daher der Name, am Neckarufer Binsen geschnitten, welche er, wie Fritz Nötzold in seinen „Heidelberger Anekdoten“ überliefert, neben anderem den Herren Studenten für ein paar Heller mit dem Ruf „Binsen, meine Herren, abscheulich lang, niederträchtig frisch, impertinent wohlfeil“ zum Kauf angeboten haben soll.¹⁵ Binsen zeichnen sich durch ihre langen, runden Stängel aus, die, getrocknet, zu Körben oder Matten geflochten wurden und ganz früher auch beim Hausbau Verwendung fanden. Den Studenten war an Binsen gelegen, weil sie diese zum Reinigen ihrer überlangen Renommierpfeifen benötigten, wenn sie denn ihre Pfeifen überhaupt selbst gereinigt haben und nicht irgendein Original, das auch Hausdiener oder Fax gewesen sein konnte, damit beauftragten.

Arthur Born mutmaßt, dass sich der Binseub selbst wohl etwas beschränkter gab, als er es wirklich war¹⁶, was damit zu tun gehabt haben mag, dass die Herren Studenten einem offensichtlichen Simpel, mit dem sie sich noch einen Ulk erlauben konnten, eher etwas abzukaufen geneigt waren als einem stocknormalen Binsensammler. Das Besondere am Heidelberger Binseub ist, dass er eine Zeitlang nicht



Christoph Bender (1811-1869), genannt Binsenbub. Postkarte ca. 1850, Verlag Edmund von König Heidelberg (Quelle: Stadtarchiv Heidelberg, BILDA 1318)

Ausdruck zeigte.¹⁸ Und weiter: „Ich bin der Binsenbube (sic!), sagte er mit lallender Stimme, indem er mit einem Fuß mehrfach nach hinten auskratzte, wie es die Naturburschen auf der Bühne bei ihren Verbeugungen zu tun pflegen – ‚ich bin der Binsenbube, der Herr Baron werden mir heute gewiss ein Sträußchen abnehmen – prachtvolle Veilchen, auch schon frische Rosen – der Herr Baron kennt den Binsenbuben, der immer das Neueste und Beste hat für die Herren Saxoborussen.¹⁹ Natürlich nehmen der Herr Baron dem im Roman als ein lallender Simpel Dargestellten „einen größeren Veilchenstrauß mit einer halbaufgeblühten Rose in der Mitte“ ab, befördert dann aber den „unaufhörlich sprechenden ... schnell wieder die Treppe hinunter“²⁰. Man ist ja schließlich von Adel und will sich nicht unnötig kompromittieren.

Die Karikatur, welche Samarow vom Heidelberger Binsenbub hinterlässt, hat kaum etwas zu tun mit dem eher freundlich wirkenden jungen Mann der oben genannten Zeichnung. Wie beim „roten Schiffer“ stechen bei Samarows Binsenbub-Charakterisierung die auffällige Kleidung, der listige Blick und die Anzeichen von Alkoholismus ins Auge, die beide Originale ihrem Vorläufer Perkeo verwandt machen und die auf der einen Seite zum die Skurrilität des Originals untermauernden Motivinventar gehören, auf der anderen aber auch eine mahnend-abschreckende Funktion haben: „Bleib auf Distanz“, sagt diese. Und so bestätigt sich das zuvor Ausge-

nur die Heidelberger Studenten mit getrockneten Binsen versorgte, sondern auch andere Universitäten bereist hat. Das weist auf einen gewissen Geschäftssinn hin, aus dem abzulesen ist, dass Christoph Bender so blöde nicht gewesen sein kann, und passt dann auch zu dem Befund, dass Christoph Bender nicht als armer Mann gestorben ist.

Im Saxoborussenroman von Gregor Samarow darf der Binsenbub natürlich auch nicht fehlen. Dessen „Gestalt“, wie Samarow sich ausdrückt¹⁷, taucht eines Morgens bei seinem Helden, dem Herrn von Sarkow – man beachte die Ähnlichkeit der Namen –, auf und wird beschrieben als ein Bursche „von etwa zwanzig bis fünfundzwanzig Jahren in einem blauen Frack mit gelber Nankingbeinkleidung, dessen hässliches Gesicht mit weit vorstehenden großen Zähnen – siehe das oben zitierte Spottgedicht – fast ganz blödsinnig schien, dabei aber doch einen listig verschmitzten

führte, dass nämlich Originale aus dem Umfeld der kleinen Leute in einer sozialen Zwischenwelt angesiedelt sind und außer ihren besonderen Rollen oder – ganz konkret – ihrem Standplatz keine feste gesellschaftliche Verortung haben.

Dienstmann Muck

Eine Beschäftigung mit Alt-Heidelberger Originalen kommt an dem bereits genannten Dienstmann Muck, mit bürgerlichem Namen Johann Fries, nicht vorbei, und zwar schon deshalb nicht, weil er heute vielleicht das letzte Original ist, das sich noch einer allgemeineren Bekanntheit erfreut. Schließlich steht er, unübersehbar und in Bronze gegossen, am Heidelberger Hauptbahnhof. Dort ist er, seiner eigenen Dienstauffassung folgend, definitiv fehl am Platze, denn erstens betrachtete sich Johann Fries nicht als gemeiner Gepäckträger – als solche fungierten Dienstmänner im Allgemeinen –, und zweitens war sein Standplatz nicht am (ehemaligen) Heidelberger Bahnhof, sondern am Paradeplatz (heute Universitätsplatz), genauer gesagt am ehemaligen Kochenburger'schen Haus Ecke Haupt- und Marstallstraße.

Dass sich Johann Fries für etwas Besonderes hielt, wird – wie wieder von Fritz Nötzold zu erfahren ist – schon an seiner Weigerung erkennbar, Posten im eigentlichen Hauptquartier der Heidelberger Dienstmänner, nämlich in den Nischen der ebenerdigen Fenster des Hotels „Zum Ritter“, zu beziehen. Dort lungerten die „Kappenträger“, wie die strebsamen Stadtbürger die Dienstmänner, welche in ihren Augen nichts als notorische Faulpelze waren, in Anspielung an ihre roten Schirmmützen nannten, den lieben langen Tag herum und hatten offensichtlich nichts Besseres zu tun, als den „Ritter“ festzuhalten, damit dieser nicht umkippte. Wen wundert es da, dass man – so Fritz Nötzold – in Heidelberg früher gelegentlich über einen, von dem man sich keine große Zukunft versprach, sagen hörte: „Der endet noch mal mit dem Buckel am ‚Ritter‘.“²¹

Johann Fries wurde 1837 als Sohn eines Neuenheimer Neckarfischers geboren, zählt also nicht mehr zur Generation des „roten Schiffers“ und des Binsebubs. Von Hause aus war er Schreiner Geselle, hatte aber schon früh sein Handwerk aufgegeben, weil gelegentliche Botengänge einträglicher gewesen sein mochten als die mühsame Plackerei in einer Werkstatt oder auf einer Baustelle. Vom Muck sind in Heidelberg zahlreiche Relikte geblieben. Auf einer Postkarte aus der Serie „Ein alter Bekannter aus Heidelberg“, in der auch die Zeichnung vom Binsebub überliefert ist, salutiert er, durch zusammengekniffene Schweinsäuglein in unbestimmte Fernen blickend. Seinen gewaltigen Körper ziert zwar seine Dienstnummer, die Nummer 73. Er wirkt aber nicht so, als wollte er sich gerade daranmachen, irgendjemandes Gepäck zu schultern. Die riesige rote Knollennase weist Muck als geübten Weintrinker aus. In diesem Punkt ist er ein spätes Pendant des „roten Schiffers“. Auch dass ihn eine kleine Skulptur von Victor Kerzinger, welche 1906, ein Jahr, nachdem Johann Fries verstorben war, entstand, auf einem Weinfass sitzend und mit einem Weinrömer in der geballten Hand darstellt, passt ins Klischee. Seine in Formaldehyd eingelegte, „riesige, knollige, warzenübersäte ... Kartoffelnase“²² ist heute noch in der Sammlung des Anatomischen Instituts der Universität Heidelberg zu bewundern.

Seine Totenmaske hing bis zum letzten oder vorletzten Pächterwechsel, im „Goldenen Hecht“ an der Alten Brücke.

Johann Fries hatte sich ganz dem Dienst für die Herren Studenten – damit sind im Wesentlichen wieder die Corpsstudenten gemeint – verschrieben. Auch darin gleicht er dem „roten Schiffer“. Wenn man Hermann Uhde-Bernays glauben darf, haben ihn die angehenden Akademiker nie anders als mit dem klassischen Zitat „Du bist der Ritter von der brennenden Lampe“²³ begrüßt, womit sie auf eine Figur bei Shakespeare, nämlich Bardolph, einen Begleiter Falstaffs, anspielten. Wenn sich Muck nicht gerade wie der „rote Schiffer“ als Schmieresteher oder Saufkumpan betätigte, erledigte er Liebespost. Der fette Muck als „postillon d'amour“. Als solcher hat er einen kleinen Auftritt in Rudolf Presbers Roman „Mein Bruder Benjamin – Geschichte eines leichten Lebens“²⁴ aus dem Jahr 1919. In diesem bekommt das ebenso liebreizende wie keusche Altstadt mädchen Eveline („Evchen“) Ackerle, die Tochter des Korbflechters Adam Ackerle, von Studenten jedweder Couleur Liebesbriefe zugeschickt, von denen es heißt, dass „auf keines der vielen Billettchen, die der dicke Muck schon angeschleppt hatte, ... jemals von ihr eine Antwort gekommen“ sei²⁵.

Die Beziehungen dieses besonderen Heidelberger Originals zu den Studenten waren nicht einfach nur oberflächlicher Natur. Das beweist die Anwesenheit von Abordnungen der fünf Heidelberger Corps, alle in Couleur, als Johann Fries 1905 zu Grabe getragen wurde. Johann Fries verstarb im Alter von nur 68 Jahren am 9. Mai 1905 – „als armer Teufel“²⁶, wie Hoenninger anmerkt.

Die „unechten“ Originale: Achilles Renaud

„Echte“ Originale entstammten meist, wie oben ausgeführt, den unteren sozialen Schichten. In dieser Beziehung „unechte“ Originale hat Alt-Heidelberg im Laufe der vergangenen 200 Jahre aber auch jede Menge hervorgebracht. Auf zwei davon soll im Folgenden noch kurz eingegangen werden.

Da wäre zunächst der Rechtsgelehrte Achilles Renaud zu erwähnen, den Georg Weber in seinen „Heidelberger Erinnerungen“ von 1886 als „Stern in der Juristenwelt Heidelbergs“ auszeichnet.²⁷ Renaud, geboren am 14. August 1819 in Lausanne, war französisch-schweizerischer Herkunft und hatte an der Universität Gießen gelehrt, bevor er, nachdem die Unruhen des badischen Aufstandes überwunden und die großherzogliche Autorität auch in Heidelberg wiederhergestellt waren, den Ruf an die Ruperto-Carola angenommen. Hier muss er durchaus aufgefallen sein, schon weil er beflissen war, sich stets nach der allerneuesten Mode zu kleiden. Nach Weber war er „von stutzerhafter Eleganz, liebte Wein und Weib und gab einer epikuräischen Tafel den Vorzug vor der stoischen Enthaltbarkeit“²⁸. Weiter erfährt man bei Weber über ihn, dass seine Manieren mehr einem Kavalier denn einem akademischen Lehrer entsprachen, er – eine befreundete Dame an der Seite – die Zügel des Schlittens persönlich und durchaus kennerhaft lenkte und es hier und da auch schon einmal auf ein Duell ankommen ließ.²⁹ Vor allem aber war er, und das mag für den Großherzog bei seiner Berufung ausschlaggebend gewesen sein, völlig

unpolitisch und ließ sich weder von den Liberalen noch von den Konservativen vereinnahmen.

Seinem Auftreten und Lebenswandel entsprach der Bau eines schönen Hauses „inmitten eines Gartens am Fuße des Schlossberges“³⁰, wo er „von früher Morgenstunde an alle Bücher und Schriften“ las, „die seine Kenntnisse mehren und klären konnten und die ihn instandsetzten, trefflich vorbereitet das Auditorium zu betreten.“³¹ Dieses Haus – es ist heute das Haus Zwingerstraße 10 – und dieser Garten existieren noch. Seit 1911 sind sie im Besitz der Burschenschaft Vineta.

Als Achilles Renaud am 5. Juni 1884 unerwartet schnell verstarb, beklagte ein Kollege in seiner Gedenkrede den Verlust eines akademischen Lehrers, „dessen ganzes Denken und Sinnen darauf gerichtet gewesen [sei], ‚die didaktisch angemessenste und beste Weise zu finden, den Knoten vor den Augen der Zuhörer zu lösen und sie in den inneren begrifflichen Zusammenhang der von ihm behandelten Fragen einzuführen‘; dessen Vorträge durch das Feuer und die Energie seiner Persönlichkeit packend auf die Zuhörer wirkten und auch Träge und Gleichgültige in den Strom seiner Gedanken mit fortrissen.“³² Die Studierenden selbst nahmen solche Stimm- und Überzeugungsgewalt seinerzeit sehr viel praktischer wahr. Sie stellten – so erzählt Fritz Nötzold – schlicht fest, dass das „volltönende Organ“ des Herrn Professors „nicht nur bis in den letzten Winkel der Aula und hinaus in die Korridore drang, sondern dass man seine Ausführungen sogar auf der Straße zu hören vermochte.“³³ Einige sollen – nach Fritz Nötzold – die Vorlesungen Achilles Renauds prompt von einem benachbarten Wirtshaus aus mitgeschrieben haben, wobei die Kellnerin zuvor allerdings verpflichtet worden sei, „die Bierkrüge ohne große Geräusche auf den Tisch zu stellen.“³⁴

Gude Morsche, Herr Fischer

Um ein Vielfaches bedeutender als Achilles Renaud war der Philosoph Kuno Fischer (1824–1906). Von 1872 an lehrte er etwa drei Jahrzehnte lang an der Universität Heidelberg. Bleibenden Eindruck hinterließ die Festrede, welche er anlässlich des großen Universitätsjubiläums im Jahr 1886 hielt. Drei lange Stunden währte diese, und es soll unter den Zuhörerinnen und Zuhörern einige gegeben haben, die wegen der herrschenden Hitze und vielleicht auch der langatmigen Ausführungen des Professors wegen in Ohnmacht fielen.

Kuno Fischer, von dem der Student Edmund Bolze (WS 1881/82) einmal voll Anerkennung gesagt haben soll: „Donnerwetter, der Kerl denkt wie ein Ochse“³⁵, war mit einem deutlich überhöhten Selbstbewusstsein gesegnet und galt als überaus eitel. Als Beleg dafür das von ihm überlieferte Zitat: „Es gibt zwei große Philosophen. Der andere wohnt in Berlin.“³⁶

Ein vermutlich von Hermann Bagusche verfasster Beitrag im „Heidelberger Fremdenblatt“, Ausgabe 11, 1959/60 erzählt, dass seine Ehefrau immer ein paar Schritte hinter Kuno Fischer gehen musste, damit sie ihn in seinen tiefen Gedankengängen nicht stören konnte.³⁷

Auch legte Kuno Fischer, Wirklicher Geheimrat und seit dem Universitätsjubiläum Exzellenz, Wert darauf, von jedermann und besonders auch von seinen Kolle-

gen korrekt angesprochen zu werden. Hierzu frei nach H(ermann) B(agusche): Ein junger Student, der ein Kolleg bei ihm belegte und von seinen Mitstudenten offensichtlich genauestens über die Schrulle des Professors aufgeklärt worden war, verhedderte sich bei seinem Antrittsbesuch – ängstlich und schwer beeindruckt – ständig in die Anrede „Euer Exzellenz“, was diesem dann doch irgendwann zuviel geworden sein muss, denn Fischer soll ihn gönnerhaft belehrt haben: „Junger Freund, nicht fortwährend ‚Exzellenz‘, nur hier und da.“³⁸



Prof. Ernst Kuno Berthold Fischer (1824–1907), von 1872–1906 Ordinarius für Philosophie an der Universität Heidelberg. F. Langbein & Cie. Heidelberg (Quelle: Stadtarchiv Heidelberg, BILDA 1689)

Auch die folgende von Nötzold überlieferte Anekdote ist bezeichnend:³⁹ Eines schönen Morgens verlässt Exzellenz Fischer sein Haus in der Plöck, um würdevoll ins Kolleg zu schreiten. Ecke Friedrichstraße/Plöck steht der lange, „leibarme“ August, ein allseits bekannter Dienstmann. Fischer kennt August, August kennt Fischer, und doch plärrt der ihm zu dessen Verwunderung ein „Gude Morsche, Herr Fischer“ entgegen. Weil das „Exzellenz“ ausgeblieben ist, würdigt ihn der Angerufene keines Gegenmaßes. Auch Ecke Theaterstraße/Plöck hat sich ein Dienstmann aufgebaut. Kaum sieht er den Professor nahen, fliegt die Hand militärisch an die Mütze, und wieder tönt es dem gelehrten Mann „Gude Morsche, Herr Fischer“ ans entsetzte Ohr. Fischer ist verblüfft, doch noch immer arglos. Wenige Schritte weiter, Ecke Sandgasse/Plöck, steht ein dritter Dienstmann. Das ist zu-

mindest ungewöhnlich, weil es in dieser Gegend für Dienstmänner im Allgemeinen nichts zu verdienen gibt. Der dritte reißt beim Herannahen Fischers die Mütze vom Kopf, macht einen tiefen Bückling und ruft von unter herauf „Gude Morsche, Ex ... – Herr Fischer“. Jetzt ist Fischer ernstlich verstimmt. Wutschnaubend biegt er in die Grabengasse ein, wo er prompt mit dem dicken Muck zusammenstößt. Als Muck schmunzelnd und fast langsam die Mütze waagerecht über den großen Schädel hebt und gemächlich „Gude Morsche aach, Herr Fischer“ sagt, riecht dieser den Brauten endlich und verschwindet übelst gelaunt über den Universitätsplatz ins Kolle-

giengebäude. In seinem Ärger sieht er nicht, wie ein junger Mann auf Muck zutritt, diesem auf die Schulter klopft und ihm ein Geldstück in die Hand drückt, bevor er in die Plöck verschwindet, um auch den drei anderen Eckenstehern ihren Lohn zu bringen. War es etwa sein eigener Sohn Julius, der mit seinen Bundesbrüdern von der damals noch jungen Verbindung Vineta das Komplott gegen seinen alten Herren ausgeheckt hatte? Vielleicht gar genährt von finsternen Rachegelüsten, hatte doch der eigene Vater in einem Seminar über Goethes Nachkommen, die allesamt bedeutungslos blieben und als einsame Sonderlinge starben, über seinen Sohn verkündet: „Es ist das Unglück aller genialen Männer, dass sie unbedeutende Nachkommen haben. So musste ich beispielsweise meinen Sohn Medizin studieren lassen.“⁴⁰ Wer wollte das heute entscheiden? Aber einen gewissen Reiz hat die Vorstellung doch.

Vielleicht aber war der Urheber des Ganzen auch jener junge, eben erst nach Heidelberg berufene Kollege Kuno Fischers, der sich angesichts eines Zeitungsinserates, über das jener angekündigt hatte, aus Gesundheitsgründen vor niemandem mehr den Hut ziehen zu wollen, über die allgemein herrschende „Fischeritis“ mokiert hatte. „Seine Exzellenz“ – so erzählt Nötzold weiter – strafte diesen daraufhin mit Verachtung und vermied es, mit ihm zusammenzukommen. Als solches anlässlich einer Veranstaltung, zu der beide eingeladen worden waren, partout nicht zu umgehen war, soll Fischer seine Tischnachbarin beim Essen und zwar so, dass ihn alle hören konnte, gefragt haben, wer denn bitte der Gymnasiast am unteren Ende der Tafel sei.⁴¹ Spätestens jetzt darf man argwöhnen, dass die Schrulle des großen Gelehrten doch eine Form grober Überheblichkeit war.

Originale über Originale

Jede Epoche, jedes Jahrzehnt hat ihre eigenen, ganz besonderen Originale hervorgebracht, und nicht nur die Altstadt ist der soziale Nährboden, auf dem sie gewachsen sind, sondern jeder heutige Stadtteil hat zu ihrer Vielzahl beigesteuert. Wer sich erst einmal auf die Suche nach den „echten“ und „unechten“, den kleinbürgerlichen und den akademischen Alt-Heidelberger Originalen begeben hat, der wird zweifellos fündig, und das in einer Art und Weise, die den Umfang eines solchen Beitrags bei weitem sprengt. Über manche stolpert man förmlich, wie es dem Verfasser im Falle des Pfälzerbottfranzels passiert ist. Als er beim Sichten des umfangreichen Materials, das sein 2012 verstorbener Vater über Jahrzehnte zur Familiengeschichte Loos zusammengetragen hat, wahllos einen der vielen Ordner durchblättert, findet er einen Beitrag „Der ‚Luschtige Pfälzerbottfranzel‘“, den Wolfgang Haag wohl 1960 im Rahmen einer kleinen Serie über die Alt-Heidelberger Originale veröffentlicht hat.

Der Pfälzerbottfranzel, den sie wegen seiner langen Nackenhaare auch den Lockenfranzel nannten, war einer der Ersten, die 1886 auf dem Schloss und bei Umzügen – im genannten Jahr wird das der große Festumzug zum 500-jährigen Jubiläum der Universität Heidelberg gewesen sein – als Perkeo unterwegs waren. Haag beschreibt ihn als einen kleinen, schmächtigen Mann mit roten Bäckchen, dem „an Kleidung und Trinken“ keiner gleich gekommen sein soll.⁴² Er passt damit ins eingangs beschriebene Klischee des „echten“ Originals. Seinen Namen trug er, weil er



Pfälzerbottfranzel, Pfälzerfranzel, Lockenfranzel. Druck einer Zeichnung von Alfred Reinhardt, 1889 (Quelle: Stadtarchiv Heidelberg, BILDA 2657)

abends in den Wirtshäusern den „Pfälzer Boten“ vertrieben hat. Tagsüber aber – und genau hier wird es für den Verfasser besonders interessant – arbeitete er in der Konditorei Loos, das heißt, wenn man das Jahr 1886 als Fixpunkt ansetzt, bei Friedrich und Karl Loos, der eine der Urgroßvater, der andere der Urgroßonkel des Verfassers. Es könnte aber auch noch eine Generation früher gewesen sein. Welcher Loos tatsächlich gemeint ist, wäre zu ergründen. Jedenfalls erzählt Haag über den Pfälzerbottfranzel, „der einen guten Tropfen liebte“⁴³, dass ihn der Konditor Loos eines Tages in seinem Keller gefunden habe, wo er „am Boden liegend“ an einem Rumfass saugte. Haags Beitrag endet mit den Versen:

„Sie, gibt's jetzt kee soo Raridete mehr?
 O ja! Kumme Sie nur heid owend do her
 Do kummt der luschtige Pfälzerbottfranzel,
 Der pfeift scheener wie e Schwarzamsel,
 unn wenn er's Bier e bissele schpiert,
 Uff der Harmonika sich broduziert.“⁴⁴

Es wäre noch an so viele andere Alt-Heidelberger Originale zu erinnern, zum Beispiel an Philipp Mechlin, einen Zeitgenossen Mucks und des Pfälzerbottfranzels, ein schnauzbärtiger Schlossführer mit einer angeblich blühenden Phantasie, oder an den Hundescherer und Pudeldressierer Huckele le Grand, der noch den „Schnurzel“ regelmäßig geschoren hat, den Foxterrier aus den Jugendjahren des 2012 verstorbenen Neuenheimer Radiologen Dr. Klaus Müller, oder an die Kellnerin Kuni, die nur in einer ganz bestimmten Ecke im „Perkeo“ servierte und selbstverständlich nur Studenten, darunter die Heidelberger Vineten, deren ältere Semester noch davon erzählten. Als Kuni längst schon in den Ruhestand gegangen war, trug besagte Ecke im „Perkeo“ noch immer ihren Namen.

Erwähnt hätte werden können der Antiquitäten- und Raritätenhändler Daniel Schlagenhauff, dem Karl Christian Gottfried Nadler ein eigenes Gedicht gewidmet hat. Der soll das Schwert, mit dem der Straßenräuber Hölzerlips und seine Bande hingerichtet wurden, gleich mehrfach verkauft haben. Oder der Wirt des „Holländer

Hofes“, Louis Spitz, ein Ahne des 2009 verstorbenen Heidelberger Rechtsanwalts Dr. Fritz Spitz, von dem erzählt wird, er habe 1849 vom Dachfenster seines Hotels aus, als er einem Gast mit einer weißen Serviette die preußischen Truppenbewegungen über dem Neckar drüben zeigen wollte, versehentlich die Kapitulation Heidelbergs signalisiert. Zwischen diese reiht sich der Chemiker Prof. Robert Wilhelm Bunsen ein, der, eigenbrötlerisch wie er war, auf die ihm lästige Frage, ob man an einem verschluckten Apfelkern wegen der darin enthaltenen Blausäure sterben könnte, laut Nötzold geantwortet haben soll: „Von einem Kern stirbt höchstens ein Kanarienvogel, von zweien vielleicht ein Frauenzimmer, aber ein Mensch erst von dreien aufwärts.“⁴⁵

Auch wenn diese noch genannt wurden, so bleiben viele, viele andere unerwähnt. Alle zusammen jedoch, die wenigen, welche den Heutigen noch geläufig sind, und die vielen, über die wenigstens noch manche Anekdote nachgelesen werden kann, wie die vielen mehr, über welche niemals überhaupt etwas niedergeschrieben worden ist und die ganz in Vergessenheit geraten sind, – alle zusammen bilden sie das große Korps derjenigen Charakterköpfe, die zum besonderen Wesen Heidelbergs und seiner Sozial- und Kulturgeschichte beigetragen haben.

Anmerkungen

- 1 Bürger für Heidelberg (Hg.): Heidelberg. Hauptstraße im Wandel, Teil 2: Geschäfte und Gaststätten, Haus Nr. 67, Heidelberg 2003.
- 2 <https://www.duden.de/rechtschreibung/Original#Bedeutung3> (Stand: 01.05.2018).
- 3 Michael Buselmeier: Literarische Führungen durch Heidelberg. Eine Stadtgeschichte im Gehen, Heidelberg 1996, S. 26.
- 4 Adolf Gängel: Traktat über den Heidelberger, in: Heidelberger Fremdenblatt, Ausgabe 9, 1964/65, S. 2–6, Zitat S. 4.
- 5 Ebd., S. 4.
- 6 Waldemar Hoenninger: Der rote Schiffer. Heidelberger Originale von 1800–1860, in: Kurpfälzer Jahrbuch 1925, S. 3–43.
- 7 Wolfgang Haag: Der Rote Fischer, in: Heidelberger Fremdenblatt, Ausgabe 1, 1968, S. 17.
- 8 Hoenninger (wie Anm. 6), S. 21.
- 9 Gregor Samarow: Die Saxoborussen, zit. nach 2. Aufl. Stuttgart und Leipzig 1903.
- 10 Hoenninger (wie Anm. 6), S. 27.
- 11 Ebd., S. 33f.
- 12 Buselmeier (wie Anm. 3), S. 26.
- 13 Hoenninger (wie Anm. 6), S. 34.
- 14 Ebd., S. 33.
- 15 Heidelberger Anekdoten, hg. von Fritz Nötzold und erweitert durch Geschichten von Irma von Drygalski, Heidelberg ³1960, S. 24f.
- 16 Arthur Born: Heidelberger Studentenuk, in: ... Weiland Bursch zu Heidelberg. Eine Festschrift der Heidelberger Korporationen zur 600-Jahr-Feier der Ruperto Carola. Bearbeitet von Gerhart Berger und Detlev Aurand, Heidelberg 1986, S. 340ff.
- 17 Samarow (wie Anm. 9), S. 168.
- 18 Ebd., S. 168.
- 19 Ebd., S. 168.
- 20 Ebd., S. 168.
- 21 Vgl. hierzu Nötzold (wie Anm. 15), S. 13.
- 22 Hermann Uhde-Bernays: Drei Heidelberger Originale um 1900, in: Heidelberg. Ein Lesebuch. Die Stadt Heidelberg einst und jetzt in Sagen und Geschichten, Erinnerungen und Berichten, Briefen und Gedichten. Gesammelt und hg. von Diethard H. Klein, Teresa Müller-Roguski, Husum 1968, S. 108f., Zitat S. 109.
- 23 Ebd., S. 109.

- 24 Rudolf Presber: *Mein Bruder Benjamin. Geschichte eines leichten Lebens*, Stuttgart, Berlin 1921.
- 25 Ebd., S. 217.
- 26 Waldemar Hoenninger: *Heidelberger Originale*, in: *Kurpfälzer Jahrbuch 1927*, S. 67–95, Zitat S. 74.
- 27 Georg Weber: *Heidelberger Erinnerungen. Am Vorabend der Fünften Säkularfeier der Universität*, Stuttgart 1886, S. 245.
- 28 Ebd., S. 245.
- 29 Ebd., S. 245.
- 30 Ebd., S. 246.
- 31 Ebd., S. 246.
- 32 Ebd., S. 246f.
- 33 Nötzold (wie Anm. 15), S. 71.
- 34 Ebd., S. 71.
- 35 Lothar Heffter: *Aus meinen Vinetenerinnerungen*, in: *Vinetenzeitung, Alte Folge 9*, 1927. Wieder abgedruckt in: *Amico pectus, hosti frontem. 125 Jahre Burschenschaft Vineta. Sonderausgabe der Vinetenzeitung*, 10. Juli 2004, S. 21–23. Zitat S. 23.
- 36 *Erinnerungen an Kuno Fischer. Zu seinem Todestag am 5.6.*, in: *Heidelberger Neueste Nachrichten*, Nr. 154, 5.7.1932, S. 2.
- 37 Der Artikel im *Fremdenblatt* ist mit H.B. gekennzeichnet, vermutlich handelt es sich um Hermann Bagusche: *Kleine Geschichten um große Männer*, in: *Heidelberger Fremdenblatt*, Ausgabe 11, 1959/60, S. 9.
- 38 Ebd., S. 9.
- 39 Nötzold (wie Anm. 15), S. 76ff.
- 40 Bagusche (wie Anm. 37), S. 9.
- 41 Nötzold (wie Anm. 15), S. 75f.
- 42 Wolfgang Haag: *Der „Luschtige Pfälzerbottfranzel“*. Quelle unbekannt.
- 43 Ebd.
- 44 Ebd.
- 45 Nötzold (wie Anm. 15), S. 81.